

Gerd Berghofer



**Beziehungen**  
und andere Feindschaften

Erzählung

LITERATONES VERLAG

GERD BERGHOFER

**BEZIEHUNGEN**  
UND ANDERE FEINDSCHAFTEN

LITERATONES VERLAG

Gerd Berghofer wurde 1967 in Nürnberg geboren und lebt mit seiner Familie seit fast 30 Jahren im mittelfränkischen Georgensgmünd. Für seine Veröffentlichungen wurde er mehrfach ausgezeichnet. Sein Schaffen umfasst Lyrik, Erzählungen, Theaterstücke, Biografien, aber auch zahlreiche Arbeiten für Hörfunk, Zeitungen und Zeitschriften, ebenso diverse wissenschaftlich-heimatkundliche Bücher, wobei hier insbesondere seine Arbeiten über die jüdische Geschichte Georgensgmünds zu erwähnen sind in der Reihe „Die Anderen 1-3. Nähere Informationen über den Autor, Sprecher und Rezitator Gerd Berghofer gibt es auf der Website [www.gerd-berghofer.de](http://www.gerd-berghofer.de).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Überarbeitete Neuauflage des Buches aus 2003.

© 2021 Literatones Verlag e.K., Georgensgmünd. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung einschließlich Film, Funk und Fernsehen sowie der Fotokopie, der elektronischen Speicherung und der auszugsweisen Veröffentlichung vorbehalten.

Druckvorstufe: Literatones Verlag.

Der mehrfach ausgezeichnete Autor Gerd Berghofer führt die Lesenden in die Welt der kleinen und großen Katastrophen zwischen Mann und Frau. Im kunstvollen Wechsel zwischen Melancholie, Sarkasmus, Scherz, Satire, Ironie und höherer Bedeutung erschafft er mit jeder Teilgeschichte eine neue sprachliche Welt und sowohl die Rahmenerzählung als auch all die anderen Geschichten ergeben zusammen eine Gesellschaft von Unglücklichen, die in fiktiven „Beziehungen“ leben, für die das Wort „Feindschaften“ zumeist untertrieben, selten jedoch übertrieben ist.

Berghofers „Beziehungen“ zeigen Szenen eines „Regens“, der zwischen erotischem Versprechen und banaler Wirklichkeit sich dreht. Seine Kunst ist, das Schema immer wieder durch das Unerwartete, Überraschende zu durchbrechen und seine Figuren gleichermaßen schadenfrohem Voyeurismus wie gelangweiltem Wiedererkennen zu entziehen. Gerade durch die zeitliche Distanz von nahezu 20 Jahren zur Erstausgabe besticht die Erzählung heute durch einen anderen Blick auf die Zeit und vor allem auf die Sprache.

Mit diesem Werk war der Autor in der Endausscheidung um den Bay.-Schwäbischen Literaturpreis 2002 vertreten. 2003 erhielt er u.a. für dieses Buch den Elisabeth-Engelhardt-Literaturpreis.

*Es ist Sache eines Kindes,  
nicht eines erwachsenen Mannes,  
maßlos nach etwas zu verlangen.  
(Demokrit)*

Solange die beiden verheiratet sind, der Mann und die Frau, die einen gemeinsamen Namen tragen und sich selbst, nachdem sie sich all die Jahre mehr als genug waren, im Augenblick zu viel zu sein scheinen, solange sie sich kennen und verheiratet sind, sind sie sich doch lebende Rätsel geblieben. Sie stehen in der Mitte ihrer Jahre und halten diese Erkenntnis in ihren Händen wie eine alte Scheibe trockenen Brots, die ohne Aufstrich derb schmeckt. Sie sind die Hauptdarsteller dieser ihrer Tragödie, deren Regisseur und Zuschauer.

Es ist Abend, Samstagabend, und sie verbringen diesen Abend wie die anderen vorher bislang im dünnen Umgang mit Worten füreinander, sie haben jedes überflüssige Wort gestrichen und verwenden die Nötigen nur dann, wirklich nur dann, wenn es nicht anders geht. Ihre Übereinkunft, an diesem Abend auswärts zu essen, kommt nicht von ungefähr, sie essen meistens auswärts; spielend leicht wäre es gewesen - für beide -, die sie berufstätig sind oft bis spät in die Nacht (deshalb stehen sie ja heute dort, wo sie sich überrascht wiederfinden wie große Rätsel), leicht wäre es also gewesen

für jeden von ihnen, direkt im Anschluss an die Arbeit auswärts etwas zu essen, oder bei Freunden, oder wo auch immer. Doch, ach, obwohl sie soweit voneinander entfernt sind wie Uranus von Venus, sind sie einander zugehörig und können nicht voneinander lassen, als läge ihre Bestimmung darin, sich gegenseitig abzustoßen und anzuziehen, aufzufressen und auszuspeien. Verwachsen wie Zwillinge aus Siam sind sie heute, sie wissen es. Sie sind unglücklich darüber und stolz in einem. Sie wissen, dass der andere zumindest aufhorcht, wenn man ihn ruft, auch wenn er nicht antwortet und sie sorgen sich darüber, trotz allem. Er holt sie ab an jenem Abend, von zuhause, wo sie beide wohnen und schlafen, und doch wie ein Fremder. Und sie treffen sich in ihren eigenen Räumen wie Fremde an einem Bahnsteig, wie eine zufällige Bekanntschaft begegnet sie ihm wartend in der Diele, er muss nur die Tür aufhalten und ihrem Körper, der zierlich neben ihm wirkt und optisch beinahe daneben verschwinden möchte, Platz geben, sich beinwärts zu entfalten. Die U-Bahnstation ist ganz in der Nähe, das Auto bleibt an diesem Abend stehen, so kann er seinem Kummer beikommen auf seine Art, und sie auf die ihre. Sie liegen sehr pünktlich in der Zeit, er wagt nicht, auch nur einen Wimpernschlag zu überziehen und richtet seinen Blick allgemein in ihrer Anwesenheit recht sittsam aus, soweit es ihm, für einen Mann, das sei bemerkt, gelingt. Für sie ist er ein schwerhöriges Wesen, nie hört er zu, wenn sie Worte findet, aber er verlangt dies mit seinem Organ durchweg und reißt das Recht des Redens an sich und vergeht sich an ihrem Ohr mit Dingen, die sie nicht hören will. Er, so wäre seine Idealvorstellung, möchte die Welt lieben, solange sie nur Brüste hat und sie sicher zuhause wissen.

Wie linkisch er wirkt, wenn er so begossen neben ihr herbettelt. Sogar als sie das Restaurant betreten, lässt er ihr den Vortritt, wo er doch immer vorneweg zu erscheinen

pflegte mit der Masse seines Körpers, sein Hauswesen im Gefolge, doch immer wahrt er den Stil und die Höflichkeit, hält alle Türen auf wie selbst die an seiner Hose, die nur leichtverschlossen war in letzter Zeit, wie sie jetzt weiß; jetzt im Augenblick hütet er sich und das Türchen wie kein zweites. Sie sinnt und sinnt um eines, und ihr Sinnen bringt ihm das Schicksal einer Dörrpflaume nah, sie lässt ihn links und rechts liegen und leiden. Er ist nicht gewohnt, was sie mit ihm tut und seine Klagen darüber, es solle sich alles zum Guten wenden und wandeln, lassen sie kalt. Wie meinte sie, ehe sie schwiegen? Diese Form von Beziehung ist eine Form von Feindschaft. Sie haben den Tisch bestellt und werden vom Kellner abgeholt, ein recht zentraler Tisch, er hasst das, sie findet ihn gerade passend für die Inszenierung des Stückes, in dem sie sich gerade befinden. Ihm wäre eine Nische, ein Tisch an der Wand besser gelegen, seine in die Öffentlichkeit getragene Scham vermag er nur schwer zu ertragen. Sein innerer Schweinehund bellt und schlägt an, als sie sich setzen und doch nicht mehr, denn Hunde, die bellen, beißen nicht. Nur eine stille Frage geistert durch die trüben Gesimse seines Gehirns: Ob alle Beziehungen so kompliziert sind? Sie würde ihm entgegenhalten: Das liegt an den Menschen. Schau doch mal hinaus. Sieh hinaus in die Stadt.  
Zum Beispiel.

\*\*\*

Ein junger Mann hält es für eine hervorragende Idee, bei Nacht und keinem Nebel einen Ausflug in den Zoo zu unternehmen. Das ist nicht alltäglich. Eine Art Midnight-Safari. Der Mann überwindet den hohen Schutzzaun spielend an einer geeigneten Stelle. Niemand entdeckt ihn dabei. Nachts besitzt der Zoo etwas abenteuerliches, findet er. Sein Herz schlägt lautstark, das Gehämmer entspringt, dessen ist

er sicher, direkt im Hals und eben dieses Herz, das anatomisch so völlig anders angesiedelt ist, lässt ihm auch keinen Platz zum Schlucken, keinen Platz zu atmen.

Er fürchtet sich nicht, hält etwas in ihm seinen Symptomen entgegen, aber dieses Etwas kann sich kaum wehren. Der fremde Geruch von Tieren und deren Exkrementen steigt ihm in die Nase. Irgendwo schreit ein Tier eine heisere Tonfolge, es ist ein Krächzen oder ein Brüllen, nicht zu deuten, beängstigend undeutlich. Andere Tiere fallen ein in den Chor. Chor der Gefangenen, denkt es in ihm und der Gedanke spinnt sich selbst weiter, verselbständigt sich. Bringt ihn zu Beethoven. Er sieht eine weiße Büste vor seinem geistigen Auge und zweifelt darüber an seinem Verstand. Klavierunterricht fällt ihm ein. Relikt einer Zeit, in der seine Eltern noch glaubten, dass das Heil der Zukunft im Besuch eines musischen Gymnasiums läge.

Trübe Beleuchtung liegt über allem, sie ist gelb und fällt auf den Schotterweg, der sich darunter ähnlich gelb färbt. Ein Weg, der sich häufig windet und verzweigt und an jedem Käfig des Zoos, und damit an jedem Tier, vorbeischlängelt. Ein Gorilla faucht, als der Mann seinen Käfig passiert. Er erschrickt und macht, unbewusst und eben verschreckt, einen Satz zur Seite. Blöder Affe, knurrt er halblaut, verschluckt die zweite Hälfte des Satzes, weil er befürchtet, seine Stimme könnte die Tiere noch mehr aufbringen, als es vielleicht seine pure ungewohnte Anwesenheit, verbunden mit seinem Geruch, für die Tiere wahrscheinlich Gestank, bereits tut. Der Mann sucht ein bestimmtes Gehege. Er kann sich mühevoll orientieren, doch tagsüber sieht alles völlig anders aus als eben zur Nacht. Was er sich bei seinem letzten Besuch als Merkmal einprägte verschwand mit Einbruch der Dunkelheit und liegt nun verborgen. Orientierung der groben Art, über den Daumen gepeilt, vielleicht auch vermischt mit Instinkt, lässt ihn weitergehen, wobei „Gehen“ nicht richtig ist, sein



„Gehen“ ähnelt einem katzenartigen Schleichen, etwas gekrümmt beinahe, vornübergebeugt, lauernd, raubtierhaft. Er ist vorsichtig, als wäre er der Vater der Porzellankiste, doch gilt dies nur der Möglichkeit, dass ein Nachtwächter wach wäre. Seine Silhouette verschwindet im Schatten des Wegrandes, wo seine dunkle Kleidung, eine schwarze Jeans und ein dunkelbraunes T-Shirt, mit den Büschen und Sträuchern verschmelzen. Nur ein handflächengroßes, weißes Stück Papier, ein mehrfach gefalteter Zettel, leuchtet aus seiner hinteren Hosentasche. Schließlich, nach unendlicher Zeit, wie ihm scheint, findet der Mann das gesuchte Gehege. Ruhiger nun hält er inne. Steht er für einen Moment vor einem Drahtzaun und tut nichts anderes, als zu atmen. Seine Finger krallen sich in das Gitter, der halbe Mond kommt kurz hinter einer fetten Wolke hervor und kariert sein Gesicht mit dem Gittermuster, verschwindet sofort. Doch er zeigt augenblicklich genug.

Eine Eisbärenmutter liegt mit ihren beiden Jungen unter einem Felsvorsprung und scheint zu schlafen. Einen schlaffen Sprung entfernt ihr Schwimmbecken, das bis zum Zaun reicht, der sich auf einer Mauer nach oben zieht. Der junge Mann beginnt sich vor der Eisbärenmutter zu entkleiden. Er hört nicht eher auf, als bis er völlig nackt, in all seiner Scham, vor dem Gitter steht. Er legt seine Kleidung ordentlich, wie vor dem Zubettgehen, zusammen. Legt den vierfach gefalteten Zettel darauf. Der Zettel beinhaltet nicht viel: Für Yvonne. Dein Ewald. Er nimmt seine Brille ab. Was in der Ferne liegt, sieht er nun nicht mehr. Sie ist das Sahnehäubchen auf dem Haufen. Er klettert über den sogar mit Stacheldraht gesicherten Zaun, der ein Stück weiter oben um 45° nach hinten kippt. Zur Sicherheit. Aber er ist nicht sicher. Sicher ist dies: Er klettert darüber hinweg, reißt sich am Stacheldraht einige Wunden, seine Haut bleibt an den kleinen Haken hängen, er verheddert sich leicht, er reißt sich frei, der

Stacheldraht vibriert und klappert leise, das Eisbärenweibchen blickt auf, ohne sich zu bewegen. Er klettert auf der anderen Seite hinunter und gleitet ins kalte Wasser hinab. Es plätschert leise. Die Eisbärenmutter hebt nun den Kopf. Sie traut ihren Augen nicht. Es ist doch keine Fütterungszeit. Sie springt behände auf, was man ihrem massigen Leib nicht zutraut, und gleitet mit bäriger Eleganz ins Wasser. Es spritzt auf, das Wasser hebt an zu einem dumpfen, verschluckenden Geräusch. Sonst macht sie keinen Lärm. Er schreit nicht. Sie sind sich einig.

\*\*\*

Sie sitzen am Tisch und blicken sich kaum an. Sie sitzen sich gegenüber: Um sie herum der leise, gediegene Geräuschpegel des feinen Restaurants, der sich zusammensetzt aus vielerlei Zutaten, wesentlich eine Mischung ist aus Gemurmel und dem schrillen Kratzen des Bestecks auf den Tellern. Sie sitzen am Tisch und schweigen. Es bleibt nicht unbemerkt, dass sie sich nichts zu sagen haben, dass sie nicht das geringste verbindende Wort füreinander finden. Das Schweigen sorgt für Aufmerksamkeit, für Gekicher, für Kopfschütteln, für Thesen und Aberthesen, für Spekulationen aller Art, jedenfalls für Gesprächsstoff an den Nachbartischen. Sie blickt auf ihre Scholle, er auf sein Kaninchen, sie zerschabt die Scholle Millimeter für Millimeter, er zerschneidet das tote Bratenstück seelenruhig in kleine Häppchen, tunkt es in die helle, mit grünen Pfefferkörnern geschmückte Soße und führt sie zum Mund, in angemessenem Abstand. Mit Ruhe. Mit Pausen. Doch nicht zu großen Pausen, auf dass nicht die Gefahr einer Unterhaltung aufkommt. Die Kellner kommen von Zeit zu Zeit an ihren Tisch, fragen, ob denn alles recht wäre.

**Ende der kostenlosen Leseprobe**